

# Allgemeine Roden-Zeitung

Nr 28.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Roden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen ic. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Peter Landais.

Erzählung von Emile Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Sie mögen kommen,“ sagte Landais; „nicht mehr der Gefangene, sondern der Herzog wird sie empfangen.“

Bei dem Anblicke des Schatzmeisters blieben die Verschworenen erstaunt stehen.

„Woher kommt er? wer hat ihn hergebracht?“ fragten sie alle zu gleicher Zeit.

— „Ich bin aus eigenem Antriebe gekommen, meine Herren,“ antwortete der Schatzmeister.

„Nun so hat Gott selbst über Dich gerichtet,“ rief Stephan, indem er mit dem Schwerdte auf ihn zu eilte.

Der Vicomte von Rohan hielt ihn zurück.

„Solches Blut sollte die Hände eines Edelmannes besudeln?“ sagte er; „der Henker mag thun, was seines Amtes ist.“

Landais warf einen durchbohrenden Blick auf die Verschworenen.

„Ich sehe, daß mein Verderben beschlossen ist,“ sagte er langsam; „bedenkt aber, ihr Herren, daß ein Kampf wie der unserige sich stündlich anders gestaltet. Obgleich heute besiegt, kann ich doch morgen wieder die Oberhand gewinnen. Edelmuth wird auch von der Klugheit empfohlen und Sie werden deshalb gegen einen in Ihre Hände gefallenen Gegner nicht ohne Barmherzigkeit sein.“

— „Keine Gnade für die Verräther!“ rief Stephan.

„Ich werde diese Worte nie vergessen,“ antwortete Landais mit durchdringendem Blicke.

— „Du wirst nicht lange Zeit haben, Dich daran zu erinnern,“ entgegnete der Narr, und er trat dabei auf den Herzog zu, der bis dahin zerstreut dagestanden hatte.

— „Gnädiger Herr,“ sagte er; „wir werden uns in allem übrigen billig finden lassen, aber das Leben dieses Mannes müssen wir erhalten; im Namen der Gerechtigkeit und Ihres Friedens, unterzeichnen Sie das Actenstück, das wir Ihnen übergeben haben.“

„Da ist es,“ entgegnete Landais, indem er das Pergament auseinander schlug; „der Herr Herzog hat seinen Namen darunter gesetzt und seinen Willen aufgezeichnet; ich werde denselben ausführen.“

— „Was soll das bedeuten?“

„Das bedeutet, meine Herren vom Adel, daß ich im Namen des Herzogs Sie Alle verhafte.“

— „Uns?“

„Da steht der Befehl auf die Rückseite Ihrer frechen Forderungen geschrieben. Das Blatt hat sich gewendet, wie sie sehen. — Ihre Degen!“

— „Hole sie, wenn Du es vermagst!“ rief der Vicomte von Rohan, indem er seinen Degen aus der Scheide riß.

Alle folgten seinem Beispiele; aber Landais war an ein Fenster getreten und pfiß. Fast in demselben Augenblicke stürzten sich die adeligen Herren, welche den

Eingang draußen bewacht hatten, in die Herberge herein, verfolgt von Clartiere und den Schützen.

Stephan Guibé erschien seiner Seite mit seinen Truppen an der Hinterthüre.

„Daß der Satan mich hole, wir sind verloren!“ rief Stephan, indem er mit Ingrimme sein Schwert zerbrach.

— „Keine Gnade für die Verräther!“ antwortete Landais bitter; „Sie haben es gesagt, Herr Stephan.“

Dann wendete er sich zu seinem Neffen und setzte kaltblütig hinzu: „Guibé, thue Deine Schuldigkeit!“

Dieser begann alsbald mit Hilfe seiner Schützen die Edelleute zu entwaffnen. Während dieser schmachvollen Handlung trat der Herzog näher und sagte spöttisch: „ich sagte Euch, daß Ihr ein gefährliches Spiel spieltet. Ihr sehet, ich vergelte Euch Gleiches mit Gleichem; wir sind quitt. Die Herren, die noch fehlen hier und die mir zur Bedeckung dienen sollten, wie Ihr sagt, mögen unbesorgt sein; wir warten auf sie und ihnen soll werden, was ihnen gebührt.“

Die Adligen sahen einander entmüthigt an.

„Wie kann man sie warnen?“ fragte Rohan leise den Narren.

— „Hat man kein Signal für den Fall der Gefahr verabredet?“

„Ein Licht an diesem Fenster.“

Die Augen Stephans fielen auf die Blendlaterne Guibés, die am Boden stand; er hob sie auf und ließ sie von Hand zu Hand gehen, bis sie in das Fenster gestellt werden konnte.

In diesem Augenblicke bemerkte Landais Albert, der mit den Fackelträgern bei Seite stand, und rief ihn.

„Dieser junge Mann ist keiner der unserigen und hat keinen Antheil an der Empörung genommen,“ sagte Stephan; „wir trafen ihn zufällig und nöthigten ihn, uns zu folgen, damit er nicht verrathe, was er gesehen. Er kann für unser Unternehmen nicht verantwortlich gemacht, von Ihnen nicht als Feind behandelt werden.“

— „Das weiß ich besser als irgend Jemand,“ antwortete Landais lächelnd, „denn ihm verdanke ich vielleicht heute mein Leben.“

„Ihm?“

Der Schatzmeister erzählte den Adligen, wie er sich in der Herberge befunden und welchen Dienst ihm der junge Mann dadurch geleistet habe, daß er über seine Anwesenheit geschwiegen.

„Wir haben ihn also,“ fiel Stephan ein, „hier ohne

Vertheidigung in unsern Händen gehabt und der Unglückliche hat nichts gesagt!“

— „Ich wollte einen Einzelnen nicht der Wuth Aller Preis geben,“ antwortete Albert in festem Tone.

Stephan streckte ihm die geballten Fäuste entgegen und sagte: „Du also hast ihn gerettet, Du...“

Er hielt, offenbar nach gewaltsamer Anstrengung, inne, schlug die Arme auf der Brust übereinander und ließ den Kopf sinken.

„Ich sehe, daß der Herr Stephan den jungen Mann aus dem Kloster Aray kennt,“ sagte der Schatzmeister mit einem forschenden Blicke auf beide.

— „Allerdings,“ antwortete Stephan verächtlich; „ich habe ihn aufgehoben und in dem Kloster erziehen lassen; der aber, der Dich gerettet hat, darf nicht länger auf meinen Schutz rechnen.“

„So werde ich Sorge tragen, daß er diesen Schutz entbehren kann,“ entgegnete Landais. „Die Stelle meines zweiten Secretairs ist erlediget; ich gebe sie ihm und, wenn es Gott gefällt, mein Wohlwollen soll sich nicht darauf beschränken.“

— „Und welchen Lohn werde ich erhalten?“ fragte jetzt die süßliche Stimme Ivons.

Landais wendete sich um und erblickte den Wirth, in einer Ecke kauend, zwischen zwei Schützen.

„Ach, Dich vergaß ich,“ sagte er lächelnd; „komm her!“

Cosquer richtete sich triumphirend auf und winkte den Schützen, ihm Platz zu machen.

„Der Herr Schatzmeister hat gewiß nicht vergessen,“ sagte er, „daß ich ihm über alles Auskunft gegeben habe.“

— „Auch das Mittel vergaß ich nicht, durch welches ich Dich gesprächig machte,“ antwortete Landais; „es ist ganz recht, daß Du nach Deinem Verdienste belohnt wirst. Zuerst entziehe ich Dir, da Du die Wirthschaft hier nur mit Aufopferung fortführen kannst, wie Du sagtest, Dein Privilegium.“

„Wie!“ stammelte Ivon bestürzt.

— „Da Du ferner hier von alten Dingen reden könntest, die nicht angenehm sind, so verlange ich, daß Du binnen drei Tagen in unsere gute Stadt Bannes zurückkehrst, wo man Dich sicherlich noch nicht vergessen hat.“

„Ich?“

— „Endlich weiß ich,“ fuhr Landais fort, „daß Du dem gnädigen Herzoge ergeben und zu seinem Dienste immer bereit bist; ich werde also die Einneh-

mer beauftragen, bei Dir für den Herzog eine Summe von vierhundert Thaler in Empfang zu nehmen."

"Vierhundert Thaler!" wiederholte der Wirth mit gen Himmel gerichtetem Blicke jammernd.

— "Ist es nicht genug?" fragte Landais; "so wollen wir fünfhundert sagen."

Cosquer fiel auf seine Knie nieder und rief außer sich: „gnädiger Herr, habt Mitleiden mit einem armen Manne, der nichts besitzt als die Verdienste seines Heilandes."

— „Geh," sagte Landais, „erspare Dir die Lügen; wir kennen einander schon lange; wenn Du die genannte Summe nicht selbst finden kannst, so werde ich sie hier suchen lassen."

„Das ist nicht nöthig," fiel Cosquer rasch ein; „ich werde das Geld zusammenbringen und sollte ich meine Seele verkaufen."

— „Zum Glück hast Du Werthvolleres im Besitze. Uebrigens beeile Dich; morgen mußt Du zahlen und abreisen."

Nach diesen Worten wendete er ihm den Rücken zu und trat zu dem Herzoge, der sich mit dem Capitain seiner Gardien unterhielt.

„Die andern Herren lassen lange auf sich warten," sagte er zu diesem.

— „Sie werden nicht kommen," fiel Franz ein.

„Was sagen Sie?"

— „Clartière theilt mir eben mit, daß ein Thor der Stadt ihnen geöffnet worden ist und alle entflohen sind."

„Wer kann sie gewarnt haben?"

— „Ich, Herr," fiel Stephan ruhig ein.

„Und wie?" fragte der Schatzmeister.

Chauvin wies lächelnd auf die Laterne, die noch in dem Fenster brannte.

„So entrinnen sie uns also!" murmelte Landais.

— „Ja," antwortete Chauvin triumphirend; „freuet Euch Eueres Sieges nicht zu sehr; jetzt ist es keine Verschwörung mehr, jetzt ist es ein Bürgerkrieg."

## 9.

Die Prophezeiung des Stephan Chauvin ging nur zu bald in Erfüllung. Der Adel stand in Masse auf; der Herzog seiner Seits zog ein Heer zusammen und der Kampf begann mit wechselndem Erfolge auf fast allen Punkten des Herzogthums.

Schon länger als ein Jahr dauerten diese Unruhen und ihr Ende ließ sich noch nicht absehen. Die An-

hänger des Bischofs von Rennes, den Landais verbannt hatte und der im Exil gestorben war, schlossen sich den Unzufriedenen an und Stephan, dem es gelang, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, gab den Anstrengungen der Empörer einen neuen Impuls, indem er sie an das blutige Ende des Kanzlers erinnerte.

Auf der andern Seite unterhielt die Regentin von Frankreich, die Frau von Beaujeu, die sich über alles freuete, was die Bretagne schwächen konnte, den Streit zwischen dem Herzoge und dessen Adel, indem sie dem letztern Geld und Waffen lieferte.

Landais ließ sich weder überraschen, noch entmuthigen. Er überließ Franz den leichtfertigen Vergnügungen und regierte unter ihm mit tyrannischer, aber fester Hand und der Herzog, der nie mehr Muße gehabt hatte, fand alles gut und vortrefflich.

Der Ehrgeiz des Ministers war mit seiner Macht gewachsen. Seit dem Tode der Dame von Billequier hatte er sich stets als Beschützer der Söhne derselben gezeigt, weil Marie von gleichem Alter war und die ehemalige politische Verbindung der Aeltern für die Kinder sich in eine innigere Vereinigung umwandeln konnte.

Diese anfangs unklare Idee wurde bald bestimmter und deutlicher und zuletzt ein Plan, dem er alles übrige unterordnete. Auf Anton hatte er vorzugsweise seine Augen geworfen.

Er mußte sich um so leichter diesen Gedanken hingeben, da die Schönheit Mariens jenen bezaubert hatte. Da er nun überzeugt war, von dieser Seite keine Hindernisse zu finden, so hütete sich Landais vor gefährlicher Uebereilung; er wartete, daß die Liebe Antons größer und so gewaltig werde, um ihn bei dem Herzoge unterstützen zu können, dem wohl eine solche Verbindung im Anfange seltsam vorkommen konnte.

Gegen seine Tochter selbst sagte er, da er Unvorsichtigkeit von ihrer Seite fürchtete, nichts weiter, als was ihm in einem vertraulichen Gespräche entschlüpft war. Sie wußte, daß eine Wahl für sie getroffen war und das genügte; größeres Vertrauen würde ihrer Ungezwungenheit und ihrer Anmuth nur nachtheilig gewesen sein, wenn sie Anton sah. Der Schatzmeister begnügte sich also, ihr häufig Gelegenheit zu geben, den Prinzen zu sehen und überließ das Uebrige der Zuneigung aller jungen Herzen gegen einander.

Aber ein anderes Gefühl füllte bereits Mariens Herz. Landais hatte, als er Albert als zweiten Secretair zu sich nahm, nicht geahnt, welches Hinderniß er selbst seinen Plänen entgegenstellte. Marie und Albert

liebten einander schon vom Kloster her und hatten es einander gesagt. Anfangs hatte diese Liebe für sie keine Zukunft gehabt. Sie überließen sich derselben wie einem jener willkürlichen Träume, die sich uns in Halbschlummer zeigen, uns entzücken und täuschen. Es war ein Wunsch ohne Möglichkeit, ohne Hoffnung, ohne Ziel, eine Einbildung, an der man sterben kann, obgleich man nie daran glaubte. Die Gewohnheit und näherer Umgang änderten dies allmählig. Weil sie einander häufig sahen und sprachen, traten sie aus jener romanhaften Region heraus, in welche sich jede junge Liebe flüchtet; ihr Traum bemühte sich in die Wirklichkeit überzugehen und ihre Sehnsucht gestaltete sich in Hoffnung. Das junge Mädchen erschrak anfangs, doch beruhigte sie sich später. Da sie sah, daß ihr Vater schwieg, so wartete sie nicht mehr auf die Entdeckung, welche Albert zu dem Nachkommen irgend einer adeligen Familie machen sollte; sie rechnete vielmehr auf die Macht des Ministers, der ihn ja erheben konnte. Sie sagte sich wohl auch, der Schatzmeister habe ihn vielleicht nicht ohne Absicht an den Hof gezogen und in seine Nähe gebracht.

Albert erfuhr seiner Seite allmählig alle diese Empfindungen des jungen Mädchens ebenfalls. Seine Seele glich jenen durchsichtigen Seen, die von dem Himmel ihr Licht oder ihren Schatten erhalten; sein Himmel aber waren die Augen Mariens. Es fehlte ihm nicht an Kraft, aber bis dahin hatte er sie noch nicht geprüft.

Landais hatte noch nichts entdeckt; fortwährend und fast ausschließlich mit dem Kriege gegen die Adligen beschäftigt, konnte er nicht allen jenen Einzelheiten des Privatlebens folgen, die ihm die Liebe Mariens und Alberts bald enthüllt haben würden. Er sah seine Tochter nur selten und auf kurze Zeit; aber obwohl auch die Umstände bis dahin das Geheimniß der beiden Liebenden geschützt hatten, so mußte es doch endlich durch Zufall oder Unvorsichtigkeit verrathen werden.

Der Kampf zwischen dem Adel und dem Schatzmeister näherte sich der Entwicklung. Das herzogliche Heer unter dem Befehle des Herrn von Coetquen hatte die Rebellen aufgesucht, die demselben aus Ancenis entgegengerückt waren, und man wartete stündlich auf die Nachricht von einem entscheidenden Treffen. Alle Gemüther waren aufgeregert und Jedermann in Nantes erwartete eine Entscheidung nach seiner Neigung.

Der Schatzmeister hatte seine Wachsamkeit verdoppelt. Niemand durfte die Stadt zu Lande oder auf der

Loire verlassen ohne einen Paß und viertausend Mann bewachten Tag und Nacht alle Thore.

Leider war die Treue Mehrerer sehr zweifelhaft. Selbst die Edelleute, die sich der Partei der Empörer nicht hatten anschließen wollen, waren im Herzen Feinde des Ministers. Das getäuschte oder durch Gold bestochene Volk haßte ihn ebenfalls und die Bürger verlangten in ihrem engherzigen Egoismus mit lautem Geschrei das Ende eines verderblichen Krieges, mußte auch als Preis dafür der Kopf ihres ehemaligen Beschützers gegeben werden.

Dieser konnte also eigentlich auf Niemand rechnen; was er aber weder von der Treue noch von der Liebe erwartete, hoffte er durch Schlaueit, Furcht oder Eigennutz zu erhalten. Er wußte aus langer Erfahrung, daß der Mann, der sich selbst nicht verläßt, stärker sein kann als alle, denn seine Bundesgenossen sind die Unentschlossenheit und die Feigheit eines Jeden.

Immer blieb jedoch die Furcht vor jenem plötzlichen Verrathe, dem weder der Muth, noch die Gewandtheit etwas entgegenzusetzen können. Er wußte, daß sich Verschwörungen bildeten. Von Cosquer hatte insgeheim mehrere Reisen nach Nantes gemacht, ohne daß die Befehle, ihn zu verhaften, hatten vollzogen werden können. Unterstützt von dem Adel, durchzog er die Bretagne unter tausendfacher Verkleidung, entging allen Nachstellungen und arbeitete an dem Sturze seines ehemaligen Freundes mit der verdoppelten Ausdauer des Hasses und der Habsucht. Der Schatzmeister war, als er sich begnügte, denselben nur zu strafen, statt ganz unschädlich zu machen, von seiner gewöhnlichen Klugheit abgewichen. Er hatte vergessen, daß wenn der Feind, dem verziehen wurde, oft ein zweifelhafter Freund ist, der gestrafte Feind nie seinen Haß aufgibt. Uebrigens war Von von ihm an der stärksten Leidenschaft angegriffen worden und die Rachsucht hatte diesen kühner gemacht. Stephan Chauvin, einer der Räubersführer, hatte ihn in seinen Sold genommen und sie arbeiteten nun beide mit unablässigem Eifer an dem Sturze Landais.

Der Herzog kümmerte sich um nichts. Die Vergnügungssucht, die meist mit dem Alter erlischt, war bei ihm nur stärker geworden; er hatte gewissermaßen die Gewalt ganz in die Hände seines Ministers Landais gelegt, um nur an Promenaden, Tournoi und Vergnügungen zu denken.

Seit einigen Tagen besonders war er eifrig und ernstlich mit den Vorbereitungen zu einem Maskenballe beschäftigt, dem ersten, der in der Bretagne gegeben

werden sollte. Er erwartete dazu Tänzer aus der Provence.

Es war dies für ihn eine höchst wichtige Angelegenheit und er mochte von nichts anderm hören. Während der geringste Bürger besorgt und gespannt auf Nachrichten aus den beiden Lagern wartete, dachte er, der Fürst, nur an seine Tänzer, deren Ausbleiben ihn mehr und mehr beunruhigte.

Er hatte zum zehntenmale seine Ungeduld gegen seine Tochter Anna und die Damen derselben ausgesprochen, als der Schachmeister eintrat.

„Und was giebt es neues?“ fragte er eilig.

— „Die Heere stehen einander noch immer gegenüber,“ antwortete Landais.

„Zum Teufel!“ rief der Herzog mit einer Geberde übler Laune; „ich meine meine Tänzer, die gestern schon ankommen sollten und nun zum Ball nicht da sein werden. Es muß ihnen wahrhaftig ein Unglück zugefallen sein.“

— „Die Straßen sind von Empörern bedeckt, die bis in unsere Vorstädte kommen und morden,“ bemerkte eine Dame.

„Mögen sie die Bürger und Bauern berauben; dafür werden die Seneschalls Rechenschaft von ihnen fordern,“ entgegnete der Herzog; „aber wehe ihnen, wenn sie meine Vergnügungen zu stören wagen! So wahr Jesus für uns gekreuzigt worden ist, ich werde den Tod meiner lieben Tänzer schrecklicher rächen, als wären sie aus fürstlichem Geblüte.“

— „Könnte man ihnen nicht entgegenschicken?“ fragte Anna.

„Ich wollte es thun,“ antwortete der Herzog; „aber die muthigsten Schützen und Bewaffneten entschuldigsten sich; ich bot eine beliebige Gnade dem, der mir Nachricht von den Tänzern aus der Provence bringen würde und ein Schreiber erbot sich.“

— „Wer, gnädiger Herr?“

„Der junge Secretair des Herrn Landais.“

— „Albert!“ rief Marie erstaunt.

„So heißt er vielleicht,“ entgegnete Franz gleichgültig. „Soll ich einmal einen meiner Diener verlieren, so büße ich allerdings lieber diesen ein, als einen andern; ich liebe die traurigen Gesichter nicht.“

Landais hörte mit Verwunderung seine Tochter den Namen Alberts so lebhaft aussprechen und ein Lichtstrahl durchdrang ihn, als er ihre Blässe wahrte. Er machte eine Geberde d. s. Unwillens und trat einen Schritt näher zu ihr.

In diesem Augenblicke hörte man Stimmen am Eingange; Marie richtete sich rasch auf.

„Er ist es!“ sagte sie.

— „Wer?“ fragte der Herzog, indem er sich umdrehete.

Der junge Secretair trat ein.

„Die Räuber haben ihn nicht erschlagen,“ sprach der Herzog. „Und die Tänzer?“

— „Sie folgen mir.“

„Ist es wahr? Bei meinem heiligen Patrone, Du verdienst empfangen zu werden wie die Taube aus der Arche.“

Dann wendete er sich an Landais und fügte hinzu: „Ich empfehle ihn Dir; gib ihm, was er verlangt. Ich muß meine Gäste sehen.“

Er schritt eilig hinaus und seine Pagen folgten ihm.

Der Schachmeister trat zu Albert und sagte mit forschendem Blicke: „Sie sagten mir wohl, Sie wären ehrgeizig; aber Sie schlagen einen gefährlichen Weg ein.“

— „Er ist der kürzeste.“

„Es liegt Ihnen also viel daran, das Ziel zu erreichen?“

Albert antwortete nicht, aber seine Augen suchten unwillkürlich Marien; Landais erbeute leicht.

„Kommen Sie,“ sagte er ernst; „ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Albert wechselte von neuem einen Blick mit dem Mädchen und folgte sodann dem Schachmeister.

„Sie bemühen sich, schnell Ihr Glück zu machen? Ich habe eine Gelegenheit gefunden.“

— „Nennen Sie dieselbe.“

„Es handelt sich um geheime Depeschen für den König von England; der Ruin oder die Rettung der Bretagne kann von dem Empfange derselben abhängen; der Herzog williget ein, sie Ihnen anzuvertrauen. Sie fahren die Loire hinauf und begeben sich nach Rouen, wo ein Schiff auf Sie wartet. Alle Instructionen und Vorsichtsmaßregeln sind in diesen Bemerkungen enthalten, die Sie deshalb aufmerksam lesen werden.“

— „Und wann reise ich?“

„Morgen.“

Albert konnte einen Ausruf des schmerzlichen Bedauerns nicht unterdrücken; der Minister schien nicht darauf zu achten.

„Hier ist ein Paß,“ setzte er hinzu; „aber nichts von Abschied! Niemand darf Ihre Abwesenheit bemerken. Es bleiben Ihnen übrigens nur einige Stunden übrig und Sie müssen diese Bemerkungen lesen, um mir dieselben zurückzugeben. Schließen Sie sich in Ih-

rem Zimmer ein. Diese Nacht, wann der Maskenball die Menge in den Gemächern des Herzogs vereinigt, werde ich Ihnen die Depeschen übergeben. Es ist dies die Kugel der Fortuna, die ich in Ihre Hand lege; der Gewinn bleibt jedoch nur den klugen Spielern."

Mit diesen Worten entließ er den jungen Secretair.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Eine Anekdote von Mozart.) Man erzählt nicht selten die nachstehende Anekdote, an der sich jedoch, wie wir zeigen werden, zweifeln läßt: ein sehr junger Pianist, ein Kind, dem ein glänzender Ruf vorausging, fand sich bei dem berühmten Clementi ein, um ihm seine Huldigungen darzubringen. Der Meister nahm den Knaben freundlich auf und forderte ihn auf, sich an das Piano zu setzen. Der Knabe prälubirte.

„Nun möchte ich ein Capitalstück von irgend einem Meister von Ruf hören," sagte Clementi.

— „Ich habe nichts mitgebracht und kann nichts auswendig."

„So will ich etwas ganz Neues vorlegen, daß Sie freilich noch nicht kennen werden."

— „So lerne ich es kennen."

„Es ist das Schwierigste, was bis jetzt für das Clavier geschrieben worden ist."

— „Die Schwierigkeit wird nicht größer als Ihre Nachsicht sein. Ein Meister verzeiht dem jungen Schüler gern einige Fehler."

Clementi legte nun seine berühmte Sonate in C, die er eben vollendet hatte, auf das Pult. Der Knabe begann das schwierige Werk zu spielen, spielte mit eben so großer Energie als Gewandtheit und zwar sogleich aus einer andern und sehr schwierigen Tonart. Er gelangte triumphirend an den Schluß, nachdem er mit leichter Kunstfertiger Hand alle Schwierigkeiten überwunden hatte.

Clementi hob in der höchsten Bewunderung den kleinen Künstler auf, nahm ihn in seine Arme, küßte ihn in Entzücken und rief aus:

„Du bist der Teufel, wenn Du nicht Mozart bist."

Das Kind antwortete lachend:

„Der Teufel bin ich nicht."

Angenommen, dies sei geschehen als Mozart neun bis zehn Jahre alt gewesen, im Jahre 1765 oder 1766, so war der 1746 geborene Clementi damals erst neunzehn bis zwanzig Jahre alt. Daß er schon damals eine seiner schönsten Sonaten geschrieben haben sollte, läßt sich bezweifeln; Zeuner, der Liebingschüler Clementis, zweifelt ebenfalls daran.

Die Anekdote entstand vielleicht auf folgende Weise. Zim-

mermann stellte Clementi 1818 in Paris ein sogenanntes Wunderkind, Felix Petit, vor und ließ vor ihm die Sonate in C spielen, welche der Knabe allerdings in einer der schwierigsten Tonarten zu spielen ansing und siegreich so zu Ende brachte.

„Junger Mann," sagte der erstaunte Meister darauf, „Sie haben Clementi zur Bewunderung gezwungen, einen alten Meister, der seit 60 Jahren alles gesehen und gehört, was seine Kunst Wunderbares hervorgebracht hat." Hätte Mozart früher vor Clementi ein solches Kunststück gemacht, so würde der Meister sicherlich dasselbe erwähnt und den Knaben mit demselben verglichen haben. — Felix Petit starb jung, hinterließ aber nichts, was von seinem Talente gezeugt hätte.

(Der anonyme Brief.) Graham, vor einigen Jahren erster Richter an einem Londoner Gerichtshofe, kam einst in den Fall, den häuslichen Zwist eines ihm befreundeten Ehepaars schlichten zu müssen. Nachdem er bei sich alle Umstände reiflich erwogen hatte, kam er zu der Ansicht, daß der Mann hauptsächlich die Schuld trage; da aber derselbe ein sehr heftiges, aufbrausendes Temperament besaß, so hielt es der würdige Richter für klug und gerathen, ihm das Unrecht, das er begangen, in einem anonymen Briefe auseinander zu setzen, der, wie er hoffte, der Sache ein Ende machen würde. Er entwarf deshalb ein Schreiben in starken vorwurfsvollen Ausdrücken, zeigte die Thorheit und Schwäche des Mannes und ermahnte zu einer Aenderung des Benehmens. Dieser anonyme Brief wurde durch einen vertrauten Copisten bei dem Gerichte abgeschrieben und mit vielen andern Papieren, welche der Richter zu unterzeichnen hatte, auf das Pult desselben gelegt. Graham schrieb seinen Namen unter alle diese Papiere und in der Zerstreung auch unter das erwähnte Schreiben, das anonym sein sollte. So wurde der Brief abgeschickt und die Veranlassung, daß der im höchsten Grade erzürnte Mann, an welchen er gerichtet war, den Absender herausforderte.

(Das Portrait des Generals Washington.) Heath, der berühmte englische Kupferstecher, hatte nach großer Anstrengung sein ausgezeichnetes Portrait Washingtons in ganzer Figur vollendet, das auf Subscription herausgegeben werden sollte, mußte aber sich überzeugen, daß nur 70 Guineen unterzeichnet waren. Ein Kunsthändler, gegen den er darüber klagte, bot ihm darauf 100 Guineen für die Platte. Heath wies dieses armselige Gebot mit Verachtung zurück und schickte seine Platte in die Druckerei. Noch an demselben Abende kam die Nachricht von dem Tode Washingtons aus America an und dieser Umstand änderte die Sache so sehr, daß nicht Abdrücke genug von der Platte des Künstlers geliefert werden konnten und das Haus Heaths buchstäblich von Menschen belagert wurde, die einen Abdruck haben wollten. Ein amerikanischer Speculant nahm allein zweitausend Abdrücke und bezahlte dafür baar die Summe von 2000 Guineen (12,000 Thlr.). Der Künstler gewann überhaupt an dieser Platte gegen 40,000 Thlr.

(Die Franzosen in London.) Madame Flora Tristan, die bekannte französische Romandichterin, hat einen Artikel über die Fremden in London geschrieben, der mehrere interessante Angaben enthält. Ihrer Meinung nach befinden sich mehr als 15,000 Franzosen in London, und sie erwähnt dabei, alle Fremden würden von dem gemeinen Volke in London Franzosen genannt, wie in der Türkei alle Europäer Franken heißen. „Nichts ist lächerlicher,“ sagt sie, „als die Mittel, welche einige dieser Franzosen aufbieten, um sich Eintritt in englische Gesellschaft zu verschaffen. Sie entdecken bald, welcher hohe Werth nicht bloß von der Geburts- und Geldaristocratie, sondern auch von den Mittelclassen auf Titel gelegt wird, legen sich deshalb ohne viele Umstände die Titel Baron, Marquis, Graf, Herzog, Oberst, General &c. bei und zieren ihre Knopflöcher mit dem Kreuze der Ehrenlegion &c. Diese Titelsucht wird in London so weit getrieben, daß Frauen von zweifelhaftem Rufe dieselbe als Lockmittel benutzen. Sie nennen sich Marquise von..., Gräfin von..., siegeln ihre Briefe mit Adelswappen &c. Ich habe in London eine merkwürdige Sammlung von Baronen, Grafen und Marquis gesehen, die sämmtlich alle erdenkliche Mittel aufbieten, um ihre Existenz zu sichern. Sie sprechen laut von ihren frühern Thaten, machen den Töchtern vom Hause den Hof, singen Liedchen und versuchen zu gleicher Zeit den Hausherrn zu irgend einer Speculation zu verleiten. Fast alle diese Leute besitzen angeblich Geheimnisse von der höchsten Wichtigkeit für den Verkehr. Einer kann die Blätter jedes oder irgend eines Baumes in Tabak verwandeln; ein anderer schönes Papier aus irgend einem unbekanntem Stoffe fast ohne alle Kosten herstellen; ein dritter empfiehlt eine von ihm erfundene Niesensfiltrirmaschine, welche ganz London mit hellem reinem Wasser versehen soll; ein vierter versteht die Kunst, vortreffliches Bier ohne Malz und Hopfen zu bereiten. Einige können Bordeaux-Wein und Champagner zu so geringem Preise herstellen, daß sie den ärmsten Leuten zugänglich werden; andere wollen Branntwein erzeugen, der den Cognac noch übertrifft &c. — Nicht wenigen solcher Intriganten mit wirklichem oder falschem Titel ist es gelungen, eine Engländerin mit reichem Mitgift zur Frau zu bekommen.

(Spanische Kämme.) In ganz Spanien, namentlich aber in Madrid, ist der Kamm ein unumgänglich notwendiger und wichtiger Theil des Schmuckes jedes Frauenzimmers. Ein fashionabler spanischer Kamm ist nicht weniger als einen Fuß lang und acht bis neun Zoll breit und keine Dame hält es für zu viel, wenn sie neun bis funfzehn Dollars (Spezieshalter) für diesen Schmuck ausgiebt. Deshalb ist auch in Madrid wenigstens jeder zehnte Laden ein Kammladen.

(Seltsames Geseß in Holland.) Etwas eigenthümliches in Holland verdient wohl hier bemerkt zu werden. Ein Geseß erlaubt, Ehemänner, Weiber und Kinder in eine Art Zuchthaus in Haft zu bringen, das bloß zur Abbüßung von Uebertretungen der Geseße bestimmt ist, welche den Verkehr in dem geselligen Leben regeln.

(Verbrauch von Seide.) Die Menge der Seide, die allein in England verbraucht wird, beträgt jährlich mehr als vier Millionen Pfund und zur Hervorbringung dieser Masse sind Myriaden über Myriaden Insekten erforderlich. Vierzehntausend Millionen Geschöpfe leben und sterben jährlich, um nur diesen kleinen Theil der Erde mit einem Luxusartikel zu versorgen. Staunt man schon darüber, so wende man seine Blicke nach China, dessen Millionen Bewohner von dem Kaiser auf dem Throne herab bis zu dem Bauer in der ärmlichen Hütte ihre Kleidung dem Seidenwurme verdanken. Der Geist kann die zahllose Menge dieser Geschöpfe nicht fassen, welche jedes Jahr ihre dünnen Fädchen im Dienste des Menschen spinnen.

(Wilberforce's Tochter.) Als Wilberforce, der bekanntlich sein ganzes Leben den Bestrebungen widmete, der Negerclaverei ein Ende zu machen, für York in das Parlament erwählt worden war, folgte eine ungeheure Menschenmenge der Tochter des Erwählten bis an die Thüre ihres Hauses und rief da jubelnd aus: „Miß (Fräulein) Wilberforce für immer!“ (Die englische Art jemanden hochleben zu lassen). Die junge Dame, die eben die Stufen vor dem Hause hinaufging, drehte sich um, winkte, die Versammlung möge ruhig sein und sagte: „nein, meine Freunde, wenn es Ihnen recht ist, nicht für immer Miß Wilberforce!“ Die Anwesenden lachten.

(Paradoxen.) Es bemerkte einmal Jemand, der Engländer sei nie glücklich, als wenn er recht unglücklich, der Schotte nirgends heimisch als im Auslande und der Irländer nie ruhig, als bei einer Prügelei.

(Musikalische Grabchrift.) Der frühzeitige Tod eines jungen adeligen Herrn, der 1764 in Paris erfolgte und seiner zu leidenschaftlichen Liebe zu einer Sängerin von übelm Rufe, Mademoiselle Miré, zugeschrieben wurde, veranlaßte eine wichtige Grabchrift auf ihn, die aus fünf Noten bestand, welche man aber nach der in Frankreich üblichen Benennung lesen muß —

mi re la mi la

Miré l'a mi là. (Miré hat ihn daher gebracht.)

(Briefschreiber, -leser und -träger in einer Person.) In früheren Zeiten, als das Lesen und Schreiben in Schottland erst von wenigen verstanden wurde, machten Manche ein Geschäft daraus, von einer großen Stadt zur andern mit einem Bündel von Briefen zu reisen, die sie sämmtlich selbst geschrieben hatten. Sie hatten viele Bekanntschaft in den untern Ständen und boten ihre Dienste an, wenn Jemand einem Freunde in der Ferne eine Mittheilung zu machen hatte. Sie schrieben nieder, was gemeldet werden sollte, und wenn sie eine hinlängliche Anzahl solcher Briefe gesammelt hatten, brachen sie mit denselben nach dem Orte der Bestimmung auf. Dort suchten sie die Personen auf, an welche die Briefe gerichtet waren, lasen dies-

sen die mitgebrachten Briefe vor und brachten auf ähnliche Weise die Antwort zurück.

### Generalcorrespondenz.

Vor einigen Tagen (am 17. Juni) kündigten die Theaterzettel in Paris an, daß Fernand Cortez von Spontini, welche Oper sechs Jahre lang nicht zur Aufführung gekommen ist, in der großen Oper diesen Abend gegeben werden solle. Spontini ließ den Director des Theaters sofort vor das Handelsgericht citiren, um die Vorstellung verbieten zu lassen. Der Advocat des Componisten verlangte diese Einstellung der Aufführung, weil eine Wiederholung der Oper, nach so langer Pause, dem Rufe Spontinis nachtheilig sein könne, wenn die Proben vorher nicht unter seiner eigenen Leitung stattfänden, und weil er überdies gewisse Abänderungen in der Musik anzubringen beabsichtige. Nachdem beide Theile gehört waren, bewilligte das Gericht das Verbot der Aufführung auf drei Monate unter Androhung einer Strafe von 6000 Fres. für jede Vorstellung in dieser Zeit. Der Director der Oper weigerte sich jedoch, die angesetzte Vorstellung zu verschieben, wenn er nicht eine gewisse Summe zur Entschädigung erhalte, und kündigte zu gleicher Zeit an, daß er gegen den Ausspruch des Gerichtes appelliren würde. Der bekannte Erard erbot sich für Spontini sich zu verbürgen, was der Director aber ablehnte; das Verbot blieb demnach unwirksam und Fernand Cortez wurde wirklich aufgeführt. —

Das Testament Paganinis ist eröffnet worden. Er empfiehlt darin seine Seele Gott und verordnet eine sehr große Anzahl von Seelenmessen, die für ihn von den Kapuzinern in Nizza gelesen werden sollen. Jede seiner Schwestern erhält 70,000 Fres., seine Mutter einen Jahresgehalt von 1200 Fres. und die Mutter seines Sohnes (wie man sagt, eine Jüdin in Mailand) eine Pension von demselben Betrage.

Bis auf einige kleine Vermächtnisse gehört das ganze übrige Vermögen, das sich auf 3 bis 4 Millionen beläuft, seinem Sohne, unter der Bedingung, das Gut Sajona bei Genua, das von Paganini für anderthalbe Million Fres. gekauft wurde, zu einem Majorate zu machen. —

Ein Sklavenbesitzer in den Vereinigten Staaten von America wollte nach einander zwei schwarze Kinder züchtigen lassen. Das erste erhielt die Strafe, als man aber das zweite vorführte, gerieth der Vater dieser Kinder in so gewaltige Wuth, daß er ein Beil ergriff, dem ersten seiner Kinder mit einem Hiebe den Kopf herunterzuschlug, mit einem zweiten Schläge das zweite Kind erschlug, dann über seinen Herrn herfiel und ihm einen so starken Schlag an den Kopf versetzte, daß er sogleich todt niedersank. Der Neger wollte nach dieser grauenvollen That entfliehen, aber man schoß nach ihm, ohne ihn zu tödten und hielt ihn so zurück.

Eine Zeitung von Columbus sagt, er sei in den Kerker gebracht worden und man behandle seine Wunden mit der größten Sorgfalt, um ihn wo möglich für die Rache des Gesekes zu erhalten. —

Ein Pariser Ehepaar war auf das Land gegangen und hatte ziemlich viel getrunken; auf dem Rückwege nach der Stadt geriethen die beiden Eheleute in Streit und an einer Brücke rief die Frau, welche im höchsten Grade aufgebracht war, wenn ihr Mann nicht aufhöre, so würde sie in das Wasser springen. „Du würdest mir dadurch den allergrößten Gefallen erzeigen,“ antwortete ruhig der Mann, „aber Du bist einer solchen That nicht fähig.“ — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so lag seine theuere Ehehälfte im Wasser. Der Mann setzte sich auf einen Prellstein und sah ruhig zu, wie Fremde sich bemüheten, seine Frau zu retten. Als man sie ihm aber zurückbrachte, führte er sie zu einem Weinhändler, wo eine gute Bowle Punsch den ehelichen Frieden bald wieder herstellte. —

Ein Wirbelwind hat eine Stadt zerstört. Ein Windstos und Wirbelwind suchte nämlich die Stadt Natchez in Nordamerika und deren Umgegend heim. Ueber sechzig Fahrzeuge am Ufer gingen dabei zu Grunde. Kein Haus blieb unbeschädigt; die Straßen waren von Trümmern bedeckt, wie nach einem Erdbeben. Die Zahl der Getödteten und Schwerverwundeten giebt man auf 300 an. Mehr als acht (engl.) Meilen in der Runde wüthete der Sturm auf ähnliche Weise. Von Bäumen ist in der ganzen Umgegend keine Spur mehr vorhanden. Der materielle Schaden wird auf drei Millionen Dollars geschätzt. —

Vor einigen Tagen kam ein reicher Engländer nach Calais und fragte sogleich nach dem Gasthause Dessins. Er war nach Frankreich gekommen, nachdem er aufmerksam „die empfindsame Reise“ von Sterne gelesen hatte, um sich zu überzeugen, ob sein Lieblingschriftsteller auch alles genau angegeben. Bekanntlich spielt das Gasthaus Dessins in dem berühmten Buche eine sehr große Rolle. Als dem Engländer ein Zimmer angewiesen worden war, wollte er auch das sehen, welches Sterne bewohnt habe. Man führte ihn sogleich in ein sehr gewöhnliches Zimmerchen, in welchem sich eben ein Offizier rasirte. Ueber der Thüre las man in großen Buchstaben: Sterne's Zimmer.

„Wissen Sie auch gewiß, daß Sterne bestimmt hier wohnte?“ fragte der Engländer. Man versicherte ihm dies hoch und theuer; ein ehemaliger Kellner, der Sterne genau gekannt habe, sei vor einigen Jahren erst gestorben und übrigens wäre ja das Haus alt, wie man an der Jahrzahl an der Mauer sehen könne.

Der Engländer sah nach dieser Jahrzahl und las zu seinem Erstaunen 1772. Man weiß, daß der berühmte Sterne in London 1768 starb, vier Jahre früher als das neue Gasthaus Dessins gebauet wurde.